

monstriert Aly sie am Fall von Franz Mehring, der 1891 der SPD beitrug. Neun Jahre zuvor habe er den Berufspreußen Heinrich von Treitschke (»die Juden sind unser Unglück«) mit dem Hinweis verteidigt, diese Kampfansage an die Juden, die allerdings weniger diesen als dem Liberalismus und dem Sozialismus galt, diene der »sittlich-sozialen Luftreinigung«. Aly befördert Mehring zu einem der »wichtigsten intellektuellen Repräsentanten« der SPD und macht ihn 92 Jahre post mortem zum »Chefredakteur« des Theorieorgans der Partei. Der war Mehring aber so wenig wie ein »leitender Funktionär«. Er war zwar Parteihistoriker, aber als solcher umstritten; 1903 stand er vor dem Rauswurf aus der Partei (»wenn er so fortmacht, hat er bald ausgespielt« – so der Parteivorsitzende August Bebel). Aber Aly braucht den »leitenden Funktionär« und »Chefredakteur«, um seine Spekulationen »über verdeckten und offenen Antisemitismus in der SPD« unterzubringen. Deshalb versucht er, eine plakative Leitartikelthese Mehrings als antisemitisch hinzustellen, obwohl dieser nur liberale Philosemiten als Apologeten des Kapitalismus angriff – und eben gerade nicht als Juden! Aly hält das Argument für »vordergründig« und kennt als gelernter Seelenkundiger aus großer Dis-

tanz die Hinter- und Abgründe in Mehrings Kopf. Das ist seine übliche Denunziations-Masche. Im vorletzten Buch stemmelte er Heinrich Böll und alle Landser zu »Kriegsgewinnlern«, weil sie ihren Frauen und Geliebten mit dem Sold der Wehrmacht aus Paris feine Wäsche und Schokolade mitbrachten. Adam Tooze hat dieser Voodoo-Ökonomie in seinem Meisterwerk zur Kriegsfinanzierung der Nazis die gehörige Antwort erteilt.

Über weite Strecken ist Alys Handwerk nur eine Kompilation aus Zitaten und beliebig herbeizitiertem statistischen Hokuspokus: die geringere Kindersterblichkeit bei jüdischen Kindern etwa präsentiert er als Index für »entspannteres und achtsameres Leben«. Es gibt nur eine überzeugende, wenn auch nicht neue These in seinem Buch: »Das Wort Holocaust verbirgt, was Deutsche anrichteten«. Die Einsicht, dass die üblich gewordene biblisch-theologische Bezeichnung des Verbrechens nichts zu seiner Aufklärung beiträgt, ist richtig – bleibt aber bei Aly folgenlos. Auch er verwendet das Wort einfach weiter.

Götz Aly: Warum die Deutschen? Warum die Juden? Gleichheit, Neid und Rassenhass. S. Fischer, Frankfurt 2011, 352 S., € 22,95. ■

Frauke Hamann

Schwieriges Werk und schweres Leben

Wilfried F. Schoellers Biografie Alfred Döblins

Ironisch hat Alfred Döblin einmal über sich gesagt: »Wenn man meinen Namen kannte, so fügte man *Berlin Alexanderplatz* hinzu. Aber mein Weg war noch lange nicht beendet«. Wer die anderen großen Bücher Döblins liest, den Erzählungsband *Die Ermordung einer Butterblume*, den frühen Roman *Die drei Sprünge des Wang-lun*, die



Frauke Hamann

(* 1955) ist Literaturwissenschaftlerin und freie Journalistin in Hamburg.

frauke.hamann@gmx.de

nach dem Ersten Weltkrieg erschienenen Romane *Wallenstein* und *Berge Meere und Giganten*, das Exilwerk *Pardon wird nicht gegeben*, die autobiografische *Schicksalsreise* sowie den letzten Roman *Hamlet oder Die Nacht nimmt ein Ende*, kann den 1878 geborenen Stettiner nicht auf sein bekanntestes Buch reduzieren. Doch sind Werk- und Wirkungsspanne bei Döblin zweierlei.

Biografie in Facetten

»Für Alfred Döblin war es in Deutschland immer zu früh oder zu spät«, schreibt Wilfried F. Schoeller zu Beginn seiner lang erwarteten großen Döblin-Biografie. Bei der Arbeit sah er sich zwei Herausforderungen gegenüber: der Person Döblin beizukommen, wo dieser sein Privatleben doch bestens verborgen hielt, und sich der immensen Spannweite eines Werkes zu stellen, das der Epiker, Privatmythologe und Feuilletonist in viele Facetten auseinandergefaltet hat – die großen Romane existieren darin nach Auffassung des Biografen als »Eigennaturen« und »Parallelwesen«. Um die Vielfalt von Döblins Schaffen begreiflich zu machen, seine Schreiblust und Experimentierfreude, seine Positionswechsel, nicht zuletzt die Lebensparadoxien des Schriftstellers und Arztes, verbietet sich nach Schoeller die Zentralperspektive, vielmehr legt sich der Blick des Facettenauges nahe: »Viele Einzelaugen in abweichender Richtung setzen ein Großbild aus unterschiedlichen Blickpunkten zusammen.«

Döblins Leben wurde nicht so sehr von seiner jüdischen Herkunft bestimmt als durch den Umstand, dass er aus einer entwurzelten, deklassierten Familie kam. Der vielseitig begabte Vater ließ die Familie im Stich, als der Junge zehn Jahre alt war. Die Mutter zog mit den Kindern nach Berlin. Hier erlebte Döblin die »Demütigungen der Armut« – hier den Erwerbsdruck, dort die mütterliche Verachtung alles Künstlerischen –, hier wurde er aber auch zum

passionierten Großstädter. Während des Medizinstudiums fand er Anschluss an die literarische Bohème und publizierte ab 1908 in den Zeitschriften von Herwarth Walden: »Ohne ihn hätte sich der in alle Richtungen tastende Autor in der Öffentlichkeit über den Beginn des Ersten Weltkriegs hinaus verspätet.« 1912 heiratete der promovierte Psychiater und Schriftsteller Döblin, den Schoeller als eine »komplexe und jähe Natur« von polemischem Talent und rastlosem Temperament beschreibt, die Medizinstudentin Erna Reiss. Es wurde eine extrem spannungsreiche Ehe.

»Tatsachenphantasie!«

Im selben Jahr 1912 entstand der Prosa-band *Die Ermordung einer Butterblume*, Döblins Debütwerk und das »erste, grandiose Zeugnis wilden Denkens in der deutschen Literatur in diesem Jahrzehnt«. Von nun an schrieb der Kassenarzt mit Praxis im Osten Berlins unablässig und überall. Man muss sich ihn als personifizierte Unrast vorstellen, überwältigt von einer niemals abreißenden Vorstellungsfut. 1916, nach immenser Lektüre über das 18. Jahrhundert in China und den Taoismus, erschien der Roman *Die drei Sprünge des Wang-lun*, eine epische Eruption über die Spannung von Handeln und Ergebung mit bislang in deutscher Literatur unbekanntem Massenszenen, worin die Grenzen des bürgerlichen Romans verschoben und die Ordnungsgewissheiten der Figurenpsychologie aufgehoben sind. Die einheitliche Erzählperspektive wird an die Polyphonie der Figuren und sprechenden Dinge abgegeben. Der literarische Avantgardist Döblin proklamiert: »Tatsachenphantasie! Der Roman muß seine Wiedergeburt erleben als Kunstwerk und modernes Epos.«

Experiment und Wagemut, Produktivität und kulturelle Prägekraft kamen, wie Schoeller hervorhebt, aus dem als Ma-

kel und Verwundung empfundenen Kleinbürgertum: »Der Kleinbürger als die emblematische Figur der Moderne, ihr Fortschrittsdenken als eine Flucht nach vorn: genau das hat sich an Alfred Döblin erfüllt.«

Ausgehend von Döblins »Kühnheiten des Selbstwiderspruchs« knüpft der Biograf ein komplexes Beziehungsgeflecht und entfaltet in acht großen, in kurze Abschnitte unterteilten Kapiteln ein reiches historisches, literarisches und persönliches Material. Erläuterungen der politischen Zeitumstände stehen neben Schilderungen des kulturellen Lebens und privater Zerreißproben. Nicht frei von »chauvinistischer Verpanzerung« hatte sich Döblin 1915 freiwillig gemeldet und als Lazarettarzt gedient. Wieder in Berlin, in den Wirren der Novemberrevolution, notiert er: »Erstaunte frohe Tage in Deutschland. Man könnte fast Heimat dazu sagen.« Sein Biograf knüpft daran die Frage: »Hatte er sich aus der gleichen Sehnsucht nach Heimat früher zum Kaiserreich geschlagen?« Er blickt voraus auf das Mammutwerk *November 1918*, das 30 Jahre später auf 2.400 Seiten die Revolutionsereignisse vergegenwärtigte. Doch legte Döblin mit *Wallenstein* zunächst einen Bürgerkriegsroman aus dem 17. Jahrhundert vor, »seine eigentliche Antwort auf den Krieg« – mit einer Polarität der Sichtweisen, die den Anhänger der Revolution zugleich als ihren zweifelnden Zuschauer erweist.

Döblin – so Schoeller – »galt mit Heinrich Mann als Repräsentant der linksbürgerlichen Literatur; als eine tonangebende Gestalt der Weimarer Kultur, als ebenbürtiger Gegenpart zu Thomas Mann«. Obschon von der Kritik gefeiert, konnte der Arzt-Schriftsteller von keiner seiner Tätigkeiten auskömmlich leben. Auch der Roman *Berlin Alexanderplatz* (1929) konnte daran nur vorübergehend etwas ändern. »Deutsche Prosa wird Weltliteratur«, schreibt Schoeller, kein anderer deutscher Erzähler habe die Qualität dieses Groß-

stadtepos erreicht. Aber dieses »fatal einzige Buch, das man mit dem Autorennamen verband«, wurde zugleich zur Grabplatte, die die Aufmerksamkeit für Döblins andere Bücher unter sich begrub – zudem weit überstrahlt vom Nobelpreis für Thomas Manns *Buddenbrooks* im gleichen Jahr.

Fluchten

Im Frühjahr 1933 floh Döblin, dieser »spöttische, bitter scharf kommentierende Zaungast der Ideologien«, mit seiner Frau und vier Söhnen zunächst nach Zürich, von dort für sechs Jahre nach Paris, bevor er nach Los Angeles übersiedelte, dem »fatalen Fluchtpunkt seines Exils: in die amerikanische Vergessenheit«. »Beschämende Nichtbeachtung« (Thomas Mann) und soziale Deklassierung in den USA waren das Eine, hinzu kam die Glaubensdramatik, die Döblin auf der Flucht durch Frankreich ergriff und 1941 zur Konversion führte. Den Übertritt zum Katholizismus haben ihm die jüdischen Freunde und Unterstützer in den USA so wenig wie seine vormalige Leserschaft verziehen.

Nach Jahren materieller Not, der Isolation und Erfolglosigkeit kehrte Döblin 1945, jetzt 67 Jahre alt, nach Deutschland zurück, um in französischen Diensten am Wiederaufbau mitzuwirken. Aber sein Glaube an die Jugend, an den Lernwillen und die Kraft der Umerziehung erwiesen sich irrig; angesichts ausbleibender Wirksamkeit schrieb er: »Meine Bücher sind zu schwer, zu dick, zu voll, und zu verschlossen. Ich bin nicht einfach, nicht eindeutig genug.« Zwölf Jahre des Exils ließen sich für den vormalig aktiven Weimarer Literaten nicht wettmachen, und zu den Lasten des Alters und schwerer Krankheit gesellten sich nun Enttäuschung und Verbitterung, so dass er auf Drängen seiner Ehefrau 1953 wieder nach Paris ging. Die Wiedereinbürgerung seines früheren und die Entdeckung seines neu entstandenen

Werks in der Bundesrepublik misslang. Die Gründe dafür sucht Schoeller nicht allein in den äußeren Umständen: der »Gleichgültigkeit seiner Landsleute«, der »Unterbrechung der kulturellen Tradition«, der »Verschollenheit« des Werkes oder der »westdeutschen Restauration«, er sucht sie auch in Döblin selbst. Der Autor, der im Jahr vor seinem Tod den letzten großen Roman *Hamlet oder Die lange Nacht nimmt ein Ende* publizierte, starb 1957. Die Umstände der Beerdigung waren trostlos, nach dem Willen der Mutter waren nur sie und der jüngste Sohn Stephan zugegen.

Döblins mehrstimmige Polarität

50 Jahre später sagte Stephan Döblin in einem Interview, dass man an die Publikation des väterlichen Werkes keine fal-

schen Hoffnungen knüpfen sollte: »Manche Bücher sind so komplex, dass ihre Verbreitung sehr begrenzt bleiben wird.« Wilfried F. Schoellers Biografie umfasst ein von Tätigkeiten überwuchertes Leben und ein gigantisches episches Werk. Sie schildert Döblins persönliches Lebensdrama, die Metamorphosen des Sprachartisten, seine wechselnden politischen Urteile, sein vielfältiges Engagement, seine spirituellen Suchbewegungen. Mit ihrer Absage an eine geschlossene Darstellung verlangt sie einen Leser mit langem Atem, aber sie belohnt ihn mit vielfältigen Zugängen und hilfreichen Spuren zur Entdeckung eines enorm vielschichtigen Œuvres. Döblins Modernität liegt gerade in seiner mehrstimmigen Polarität: In dem, was sein Denken anbietet, kommt man nie an ein Ende.

Wilfried F. Schoeller, *Alfred Döblin. Eine Biographie*. Carl Hanser, München 2011, 875 S., € 34,90. ■

Nina Scholz

Zurück in die Zukunft

Vom Siegeszug der Nerds

Wer in den letzten Jahren einen Club irgendwo in der Republik besucht hat, konnte leicht das Gefühl bekommen, er oder sie sei auf einer amerikanischen Comic-Messe der 80er Jahren gelandet. Überall standen Jungs in schmalen, ein wenig zu kurzen Hosen herum. Sie trugen T-Shirts, die Bands, Filme und Superhelden aus jener Zeit zierten und auf den Nasen dicke Brillengläser. Die hippen jungen Männer von heute sehen aus wie Nerds, die Loser von einst. Eine skurrile Erfolgsgeschichte.

Nina Scholz

(*1981) arbeitet als freiberufliche Kulturjournalistin für taz, Frankfurter Rundschau, Jungle World, fluter und andere. Hauptsächlich beschäftigt sie sich mit US-amerikanischer Gegenwartskultur und gibt darüber hinaus in Berlin das Hate Magazin heraus.

nina.scholz@hate-mag.com



Mode entsteht nicht im luftleeren Raum. Keine zweite popkulturelle Figur hat einen solchen Siegeszug gefeiert wie der Nerd, der zwar so alt wie die amerikanische Popkultur selbst ist, bisher allerdings eher als Randfigur in Erscheinung getreten ist. Aktuell scheint kaum ein Film oder eine Serie aus den USA ohne ihn aus-